



In Erinnerung an das Kriegsende vor 80 Jahren

Das Ende der Angst

von Erika Mitterer

Es ist so weit! Sie sind da!

Emilia fuhr auf. Die Dämmerung hatte sie zum Müßiggang gezwungen, aus Sorgen und Träumen war sie unvermerkt in den Schlaf geglitten. Der Schrecken über die derben Schläge an der Eingangstür ermunterte sie im Nu. Sie sprang vom Diwan auf und holte tief Atem. Dann ging sie langsam zur Tür.

Hoffentlich ist das Kind nicht aufgewacht! – Aber vielleicht gäbe es kein besseres Mittel, die Eindringlinge milde zu stimmen, als Kindergeschrei? Es hieß, dass sie noch keinem der Kleinen etwas zuleide getan hätten, und Emilia vermutete, dass sie ihre bisherige Ruhe in dem abgelegenen Haus des kleinen Andreas durchdringendem Stimmchen verdankte ...

Zornig gurgelten ihr die fremden Laute aus der feuchten Finsternis entgegen; offenbar hatte das kurze Warten die ungebeten Gäste verstimmt. „Aber meine Herren!“, rief Emilia – die nicht erwartete, verstanden zu werden –, „warum sind Sie denn nicht eingetreten? Die Tür war unversperrt!“

Sie hatte sie nicht mehr verriegelt, seit die des Nachbarn eingedrückt worden war. – Zufrieden mit dem munteren Ton ihrer Stimme dachte sie: Die sollen nur nicht glauben, ich fürchte mich! – Wie laut ihr Herz schlug, hörte nur sie selbst. – Sie zündete die Kerze an, die auf dem Wandbrett bereitstand.

Die Soldaten, ein blutjunger, ungeschlachter Riese mit Fleischhauerhänden und ein kleinerer, etwas älterer Mann, trampelten stumm in die Küche, deren Tür offen stand. Da fühlte Emilia den Über-Mut der Todesangst. „Pst!“, machte sie, den Finger an den Lippen, „mein Kind schläft!“ Der Ältere nahm ihr den Leuchter aus der Hand. „Wo?“, fragte er misstrauisch. Er konnte deutsch? Welche Erleichterung! „Kommen Sie!“, sagte Emilia eifrig, „ich führe Sie! Sie wollen doch gewiss eine Hausdurchsuchung machen!“

So konnte sie beweisen, dass sie nichts zu verbergen hatte, keine Waffen, keinen Wein und leider auch keinen Mann.

Ich hätte sie vorangehen lassen sollen!, dachte Emilia auf der Stiege, als sie die abschätzenden Blicke der Männer fühlte. Die weite, ausgebleichene Jacke bedeckte ihre Gestalt bis zu den Hüften, die Beine staken in weiten, lehmbespritzten Arbeitshosen und das krause, widerspenstige Haar war unter einem festgeknoteten blauen Tuch verborgen. Seit drei Wochen

legte sie diese Tarn-Kleidung nur ab, während sie sich wusch, und sie hatte sich bisher ganz sicher darin gefühlt. Die meisten jungen Frauen hockten in Bodenverschlägen und Kellerlöchern, aber sie musste Essen für das Kind herbeischaffen und den Garten betreuen – aber auch ohne solche Pflichten hätte sie wohl jede Gefahr dem stumpfen Warten auf Gefahr vorgezogen.

So lang war die Holzterasse, so steil waren die Stufen noch nie gewesen! Atemlos stieß sie die Tür zur Kammer auf und ließ den Lichtschein auf Andreas' zartes, schlafgerötetes Gesicht fallen. Die Soldaten reckten stumm die Hälsen, dann traten sie leise zurück. Ihre Mienen veränderten sich nicht; der Riese ließ seine Pranke zwischen Tür und Türstock und sagte etwas Dumpfes. Emilia blickte den anderen fragend an. Duster übersetzte er: „Kamerad sagt, Kinder in Russland totgemacht.“ Die Hand war fort, Emilia schloss lautlos die Tür; sie wagte nicht zu erwidern, dass sie nicht schuld daran sei. Sie brauchte nicht Gerechtigkeit – sie brauchte Gnade, das wusste sie wohl. Über dem Dröhnen ihres Herzens merkte sie erst nach einer Weile, dass die Männer in ihren schweren Stiefeln auf Zehenspitzen gingen, um dieses fremden Kindes Schlummer nicht zu stören.

Flüchtig sahen sie sich um in den kleinen, holzgetäfelten Räumen, die Emilia mit dem Söhnchen Zuflucht boten, seit der Mann im Felde war, drei Jahre schon. Das Interesse der Soldaten für das Inventar war gering. Was sie brauchten, hatten sie sich längst anderswo geholt.

Als sie zuletzt wieder in die Küche traten, verlangten sie zu essen. Willig legte Emilia das nach stundenlangem Anstehen erbeutete Brot auf den Tisch und nahm ein Glas Kirschenmarmelade vom Kasten. Aber die Männer lachten und schüttelten die Köpfe. Ein Huhn solle sie ihnen braten, oder einen Hasen! Sie hatten beim Kommen den Kaninchenstall bemerkt. Emilia versicherte ihnen, dass er leer sei. War es nun klug gewesen, das letzte Häschen am Sonntag zu verspeisen oder wäre es klüger gewesen, es für solche Gäste aufzusparen und sie damit zufriedenzustellen?

Die hatten sich, ohne ihre hohen Pelzmützen abzulegen, beim Tisch niedergelassen und sahen jung und verdrossen aus; sie machten keine Anstalten fortzugehen. Emilia stocherte in der noch warmen Herdasche und legte Reisig auf; sie beschloss, Tee zu kochen, von dem seit Jahren für Krankheitsfälle aufgesparten echten Tee. Scheinbar nur mit dem Feuer beschäftigt, behielt sie die Männer doch im Auge. Da saßen sie, stützten die Ellenbogen auf das abgewetzte Wachstumuch und hatten das



Glas mit den graugelbgesprenkelten Weidenkätzchen zwischen sich. Emilia prägte sich dieses Bild ganz genau ein, um es dem Gatten beschreiben zu können am Tage seiner Heimkunft.

Wenn es eine solche Heimkunft jemals geben würde und eine Frau, die den Heimkehrer empfangen konnte ...

Die Soldaten hatten zu reden begonnen und bald wurde ihr Gespräch lebhaft, als ob sie stritten; aber, sagte sich Emilia, das klingt ja leicht so, wenn man den Sinn nicht versteht. Der Ältere schien von dem Jüngeren etwas zu fordern, was dieser verweigerte. Endlich aber stand er heftig auf und zuckte die Achseln, eine Gebärde unwilligen Gehorsams.

„Kamerad will schlafen!“, erläuterte der andere ruhig; „ist sehr viel müde!“ „Ja, sagte Emilia gelassen, aber will er nicht zuerst Tee trinken?“ „Tee nix gut!“, lächelte der Soldat. „Soll schlafen gehen!“

Emilia meinte, dann müsse sie ihm das Lager richten, und so stiegen sie wieder alle drei hinauf, diesmal ging die Frau mit dem Licht hinter den Männern. Sie ließ sich Zeit, als sie die Wäsche heraussuchte, das Bett frisch bezog und die Decken glättete. Als seien die Stunden, die vor ihr lagen, eine vorausbemessene Frist der Bewährung, die sie verkürzen könne durch solch geruhames Tun. Die Männer sahen ihr ernst und ohne Ungeduld zu.

„Gute Nacht!“, sagte sie, als sie endlich doch fertig war und verließ rasch den Raum, in der Hoffnung, das breite, saubere Bett möge auch den Zweiten zum Schlaf verlocken. Aber schon hörte sie das Öffnen und Schließen der Tür, schon stapfte der schwere Schritt hinter ihr die Stufen herab, und als sie die Küche betrat, fühlte sie seinen Atem an ihrem Halse. Sie goss nun den Tee auf, und weil ihre Hand so sichtlich zitterte, erklärte sie: „Mir ist kalt.“ Der Fremde lächelte nur, er nahm viel Zucker, rührte um, kostete schlürfend, nickte ihr anerkennend zu.

Dann fragte er, seit wann sie schon allein sei.

War es nun klug zuzugeben, dass ihr Mann seit drei Jahren eingerückt war, dass er seit Monaten im Osten stand? Musste es diesen fremden Menschen nicht gegen sie aufbringen?

Noch während sie sich das fragte, sprach sie die Wahrheit. Und noch während sie antwortete, war er aufgestanden, zur Tür gegangen, hatte den Schlüssel im Schloss umgedreht und in die Tasche gesteckt. Da wurde sie zornig und sagte spöttisch: „Warum tun Sie das? Wenn ich fortlaufen wollte, könnte ich auch durch das Fenster fort!“ „Du nicht fortwollen?“, fragte er unsicher. „Nein! Glaubt ihr, ich lass das Kind mit euch allein?“

Das hätte ich nicht sagen dürfen!, wusste sie, als sein Gesicht

sich jäh verdunkelte. Er schaut nicht aus, als könne er einem Kind Böses tun. Und sie sind doch beide auf Zehenspitzen gegangen ...

„Verzeihen Sie“, sagte sie rasch, „ich hab es nicht so gemeint! Ich lass den Kleinen nie allein.“

Aber so gut verstand er die Sprache nun doch nicht, dass er diese Entschuldigung verstanden hätte. Er begreife ihre Furcht, sagte er kalt, ihr Mann werde ihr gewiss erzählt haben, wie die Deutschen in Russland mit Frauen und Kindern umgegangen seien.

„Oh nein, rief Emilia, mein Mann ist Arzt, mein Mann hilft den Menschen, allen Menschen! Er ist doch nicht freiwillig dort, er wäre doch viel lieber hier geblieben in seinem Laboratorium und bei uns – genau so, wie Sie lieber zu Haus geblieben wären, bei Ihrer Frau ...“

Der Russe sagte, er habe keine Frau.

„Also bei Ihrer Mutter!“, sagte Emilia. Da erwiderte er, seine Mutter sei vor zwei Jahren als Spionin erschossen worden. Weil sie „verheimlicht“ hatte, dass sie deutsch verstand.

Darauf wusste Emilia nichts zu entgegnen. Stumm saßen sie da und tranken ihren Tee.

Die Dielen krachten, der andere hatte sich noch nicht niedergelegt, er ging oben ruhelos auf und ab.

Plötzlich verlangte der Russe einen Beweis dafür, dass Emilias Gatte Arzt sei. „Das kann jede sagen. Ist sicher Offizier oder sogar Waffen-SS.“

Als Arzt sei er allerdings Offizier, entgegnete Emilia ruhig; ob sie vielleicht das Doktordiplom heraussuchen solle? Wider ihre Erwartung – sie hatte die Frage gar nicht ernst gemeint – bejahte er lebhaft. Verwundert erhob sie sich: Die Dokumente waren in einer Lade der Kommode im Wohnzimmer verwahrt. Willig sperrte der Soldat die Küchentür auf und ließ Emilia vorangehen; offenbar fürchtete er nicht mehr, dass sie davonlaufen wollte. Aber als sie in der Stube standen und er sofort wieder abschloss, begriff die Frau, dass sie in eine Falle gegangen war: Der Mann blickte in die Ecke hinüber, wo der Diwan mit der herabgerutschten Decke stand. Er hatte das wohl schon bei dem kurzen Rundgang registriert und irgendeinen Vorwand gesucht, sie hier hereinzulocken.

Sie presste die Lippen fest aufeinander, stellte den Leuchter auf die Kommode, zog eine Lade auf und kramte in den Papieren.

„Lass das!“, sagte er ruhig hinter ihr. „Zieh dich aus!“

>>>



Erst jetzt wusste Emilia, dass sie ihm nicht zu Willen sein würde. Um keinen Preis. Sie aber war bereit, jeden Preis zu zahlen.

Zunächst tat sie, als habe sie nicht verstanden. Sie hielt ihm irgendeine Prüfungsbestätigung hin – aber er nahm sie nicht, sah sie gar nicht an.

„Leg dich hin!“, befahl er.

Sie wandte sich zur Lade zurück, kramte weiter, fand eine alte Hochschullegitimation mit einer verblassten Fotografie und zeigte sie dem Fremden.

„Dies ist mein Mann. Ich liebe ihn!“, sagte sie. Zu ihrer Überraschung sah er das Bild lange an, eh er den Ausweis fortlegte. Dann fragte er etwas, nicht auf deutsch, sondern in seiner Sprache, aber sie verstand ihn trotzdem. Sie antwortete nun auch nicht, wie bisher, langsam und überdeutlich und mit den einfachsten Worten, sondern sie sprach schnell und stockend. „Freilich will ich ihn wiedersehen! Aber nicht um diesen Preis.“

„Wir sind die Sieger“, sagte er, „wir bestimmen den Preis! Ihr habt zu gehorchen.“ „Nein“, sagte Emilia, „ich gehorche nicht! Niemand kann mich dazu zwingen!“

Zorn glomm auf in seinen grauen Augen. „Und ob ich dich zwingen kann!“ Aber Emilia fürchtete sich nicht, auch nicht, als er nach der Maschinenpistole griff und näher kam. Sie wich zurück, die Kante der Kommode presste sich in ihren Rücken.

„Töten kannst du mich. Tu es!“, sagte sie tonlos. „Ich will lieber sterben!“

Nun wurde er wirklich böse und schrie sie an. Wieder verstand sie ihn, ohne die Worte zu kennen. Warum war sie so dumm, so eigensinnig? Sie musste ihrem Mann ja nichts davon sagen. Würde es ihm lieber sein, sie gar nicht mehr vorzufinden, wenn er heimkehrte?

„Ihm nicht“, sagte Emilia; „aber mir. Mir ist es lieber. Und er wird es verstehn – und wird mir verzeihn.“

„Aber warum, warum?“, fragte der fremde Mensch wütend und traurig wie ein Kind, dem man ein Spielzeug versagt. Er zog eine altmodisch große goldene Uhr aus der Tasche – die hatte er wohl noch nicht lange –, legte sie neben Emilia auf die Kommode, nahm sacht ihre Hand in die seine und wies mit dem Zeigefinger auf die Ziffer, die der Minutenzeiger eben erreichte: die Zwei, und bewegte ihn rasch auf die Vier zu.

Nun, da er ihr wie einem Kinde oder einer Tauben etwas bildlich verdeutlichen wollte, verstand sie nichts. „Zwei?“, sagte sie fragend, „vier?“

Er lächelte überredend, schaute zum Diwan hinüber, sagte leise:

„Ganz kleine Zeit nur.“

Emilia wurde über und über rot und erschrak darüber mehr als zuerst über die Schläge an der Tür. Plötzlich nützte es nichts, dass sie gekleidet war wie ein alters- und geschlechtsloses Wesen. Sie empfand wie eine junge, seit Langem nicht umarmte Frau empfindet, wenn sie zugleich begehrt wird – und beschimpft.

Zehn Minuten also sollte es nur dauern und dann vergessen sein für immer, so tief vergessen, dass auch der heimgekehrte Gatte es nicht erraten konnte, weil sie selbst es einfach nicht mehr wusste? – Jetzt war es zehn Minuten nach neun und um neun Uhr zwanzig durfte sie sich bereits wieder erheben. Konnte sie dem sanften Feind nicht ein so geringes Entgegenkommen erweisen?

„Nein!“, rief sie und blitzte ihn an aus tränenfeuchten Augen. „Lieber sterben!“

„Gut!“ – sagte er heftig, wiederum in seiner Sprache, „so stirb!“

Er trat zurück, entsicherte die Pistole, hob sie und zielte.

„Bei drei schieße ich!“, sagte er. „Tut dir dein Kind nicht leid?“

An der kleinen Gebärde, die nach oben wies, verstand sie ihn. Sie schüttelte den Kopf. Besser gar keine Mutter als eine, die den Vater verrät. Nein: die die Liebe verrät! Denn wenn das nichts bedeutet, diese minutenkurze Schmach, dann hat kein Kuss je etwas bedeutet und die Wonne der Umarmung war keine andere Wonne gewesen als die eines guten Mahles für den Hungernden, die eines heißen Bades für den Frierenden. Wenn diese zehn Minuten nicht zählen, hat kein Glück jemals den Stellenwert Eins vor den vielen Nullen flüchtiger, sinnloser Befriedigung!

Sie blickte ihm fest ins Gesicht. Es war jetzt so rot wie vorhin das ihre, als er ihr die Ziffern gezeigt hatte. Langsam ließ er die Waffe sinken, stumm versorgte er sie; stumm gab er ihr den Schlüssel und ließ sie die Türe öffnen. Er nahm den Leuchter, ging an ihr vorüber und die Stiegen hinauf und sie folgte ihm mit bebenden Knien. Er herrschte den Kameraden an, sofort mitzukommen. Der lag angekleidet auf dem Bett und konnte wohl nicht verstehen, warum er eine so angenehme Gastfreundschaft verschmähen musste. Aber wiederum gab er dem Schwächeren nach.

Emilia stand still in der Tür. Ein guter Mensch, dachte sie. Er hat den anderen nicht zu Hilfe geholt. Er hat mich nicht umgebracht. Er wollte nur erproben, ob es mir ernst war mit meinem Nein. Wenn ich ihm nur danken könnte.

In diesem Moment schämte sie sich, dass sie Ringe, Uhr und



Perlenschnur hinter dem Hasenstall vergraben hatte. Wie gern gäbe sie ihm das alles mit! Da fiel ihr ein, dass hinter der Tür der gute, kostbare Feldstecher in seiner Lederhülle hing.

Sie lief den Männern voran die Stufen hinunter. Die Soldaten polterten nach, auf den Zehenspitzen gingen die jetzt nicht!

Sie nahm das Fernglas und hielt es dem Mann hin, der sie verschont hatte. Er ergriff es zögernd, starrte einen Augenblick abwesend darauf nieder und schlug dann staunend seine traurigen grauen Augen auf. Er hob die andere Hand und strich Emilia zart über die Wange wie einem Schulkind, das einen Blumenstrauß überreicht.

Tränen sprangen aus Emilias Augen und sie hauchte: „Danke!“

Der junge Soldat nahm dem Kameraden den Feldstecher ab, zog ihn aus dem Futteral, hob ihn zu den Augen und begann, eifrig daran herumzuschrauben.

Die beiden anderen aber bemerkten das nicht. Sie standen, reglos, Blick in Blick. Wie lange? Gewiss nicht zehn Minuten und doch eine Ewigkeit lang. Schließlich fragte der Mann heiser: „Soll ich wiederkommen?“

Da schüttelte Emilia heftig den Kopf und trat zurück.

Er nahm dem Kameraden das Glas weg, steckte es in die Hülle, hängte es zurück auf den Haken, stieß die Tür auf und ließ den zornig Scheltenden an sich vorbei ins Freie treten; dann folgte er ihm und zog die Türe zu.

Emilia nahm das Fernglas; sie ging ins Schlafzimmer hinauf wie eine Traumwandlerin und öffnete das Fenster. Sie hörte wie aus unendlicher Ferne, dass das Söhnchen erwacht war und ängstlich weinte.

Der Mond trat eben aus dunklem Wolkengebirge und beschien die Wiese, die Wipfel und den schmalen Weg unterhalb des Gehölzes. Eben traten die Männer auf ihn hinaus, nebeneinander nun und schweigend. Man hörte den Hall der sich entfernenden Schritte in der samtigen Stille der Nacht.



Kurt Regschek:
Ausschnitt aus "La danse cruelle"

Emilia blickte ihnen durch das Fernglas nach.

Vielleicht hätte ich ihn lieben können, dachte sie. Er war sanft und traurig und gut. Ich habe seine Worte auch in der fremden Sprache verstanden und er hat mich verstanden. Es war unmittelbares Verstehen, wie eine Mutter ihr Kind versteht, das noch nicht sprechen kann, wie Blinde die Gegenstände fühlen und ihnen ausweichen.

Ja, wir haben einander gefühlt, wie Tiere eine Gefahr vorausfühlen, und haben umeinander gewusst, wie die Zugvögel ihren Weg wissen, den ihnen niemand zeigt.

Einem solchen Menschen folgt man bis ans Ende der Welt, nein, bis in die Unterwelt – ohne sich umzudrehen nach dem, was man verlässt.

Warum habe ich es nicht getan?

Die beiden Gestalten verschwanden nun um die Wegbiegung im Tal und Emilia nahm das Glas von den Augen, die trocken brannten. Sie war zum Sterben müde und kalt wie eine Tote, durch und durch. Mit unbewussten Bewegungen entkleidete sie sich und schlüpfte in das frisch bereitete Bett. Mir wird wohl nie mehr warm, dachte sie.

Da ging die Tür auf und die ängstliche Stimme des kleinen Andreas bat: „Mutter, ich hab Angst. Darf ich zu dir kommen?“

„Komm, komm nur!“, murmelte Emilia und zog das Kind an sich. „Hab keine Angst. Ich bleib bei dir.“

Der Kleine schlief nach wenigen Minuten wieder ein. Allmählich durchdrang die Wärme seines Körpers ihre erstarrten Glieder. Da weinte sie ein wenig in sein weiches, duftendes Haar. Sie liebte ihn wie noch nie, denn ein Funken Schuldgefühl lässt jede trüg züngelnde Liebesglut aufflackern als ein gewaltiges Feuer.

Und langsam wurde Emilia das schmerzhaft große Glück bewusst: ihr Leben gewonnen zu haben.

Diese Erzählung mit autobiografischen Bezügen wurde zuletzt im Sammelband „Erika Mitterer – Entscheidende Begegnungen“, edition pen, Band 108, Löcker Verlag 2018, publiziert.